Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 38

Artikel: Die Hand

Autor: Chappuis, Edgar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647957

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

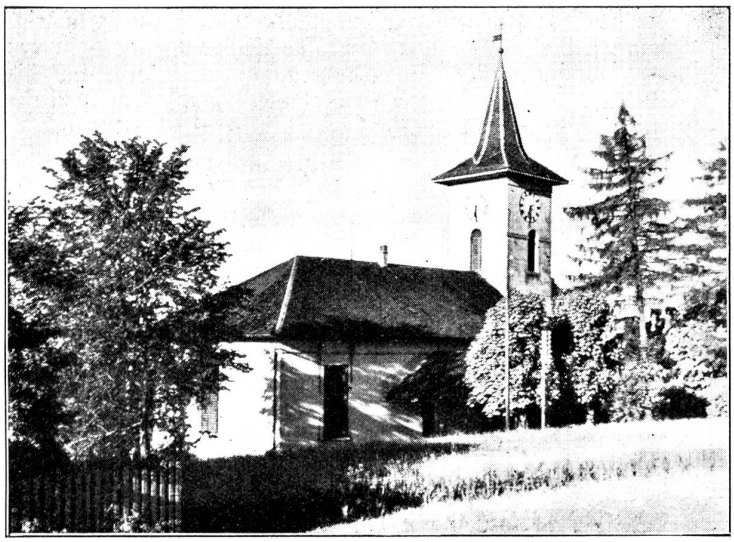
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Kirche Heimenschwand.

Die Kirche von Heimenschwand.

Die Feier des 100jährigen Bestehens

der schöngelegenen Kirche in Heimenschwand vereinigte am 6. September die Bewohner der Kirchgemeinde Buchholterberg im sinnig dekorierten Gotteshause. In Anwesenheit von Regierungsrat Dürrenmatt eröffnete der Ortsgeistliche, Pfarrer Brodbeck, die gediegene Feier. Lehrer Gugger von Wachseldorn, seit letztem Herbst in Wabern amtierend, sprach über die Entstehung der Kirchgemeinde und den Bau der Kirche, deren Mauern aus einem einzigen, damals leider noch nicht geschützten erratischen Block erstellt worden sind. Der Buchholterberg gehörte bis 1860 kirchlich zu Oberdießbach. Bereits im Jahre 1702 gestattete die Regierung die Errichtung einer Helferei, welcher bis 1711 Johann von Rütte, der nachmalige Pfarrer von Steffisburg, vorstand. 1834 entstanden dann die Helfereien Buchholterberg und Kurzenberg, erstere bedient von Kandidat Albrecht Flügel, der 1853 nach Belp übersiedelte. Auf ihn folgte Rudolf von Wattenwyl, der nach dreijähriger Wirksamkeit zurücktrat. Sein Nachfolger war Johann Sulser, der es dazu brachte, daß 1860 der Buchholterberg gänzlich von Oberdießbach abgetrennt und zur selbständigen Kirchgemeinde erhoben wurde. Von den seitherigen zehn Pfarrern sprachen an der Feier die Herren von Rütte in Biglen und Leuenberger in Dürrenast. Den Synodalrat vertrat Herr Ochsenbein. In verdankenswerter Weise wirkten die Musikgesellschaft und die Gesangvereine an der Hundertjahrfeier, die einen erhebenden Eindruck hinterlassen hat, mit. G.

Eine Beerensammlerin starb....

Von Hermann Otfried.

In der Stadt, wo ich wohne, bringt die Zeitung regelmäßig eine Rubrik, unter der die Verstorbenen des vergangenen Tages verzeichnet stehen. In dieser Spalte las ich unlängst: „Barbara N., Beerensammlerin, 84 Jahre."

Nun, eine Beerensammlerin ist gestorben, was weiter! Aber das Wort klingt in mir nach. Ich überlege: Zwischen Ozeanflügen und Rennrekorden, zwischen Hormonen und Wolkenkratzern, inmitten künstlich gezüchteter Glashaustrauben, Riesengänselebern und Transplantationen, inmitten des Tohuwabohus von heute gibt es noch — eine Beerensammlerin. Zwischen Wechselfälscheraffären, Atomzertrümmerung, Abrüstungskonferenzen, Tonfilm, Papageienkrankheit und Mondraketen — zwischen die tausenderlei Dinge, die täglich Welt und Zeitung erschüttern, hat sich eine simple Beerensammlerin eingeschlichen: Barbara N., 84 Jahre alt. Ein Mensch, dessen Schicksal es gewesen ist, Beeren zu sammeln, um sich damit den Unterhalt zu verdienen. Arme alte Barbara N.! Pflückt sich ihr Leben lang die Hände wund, muß auf Sommer und Reifen warten, um zu ihrem Bröselchen Verdienst zu kommen! Und jene Tausendsassas der Wissenschaft machen in einem Keller, beinahe aus nichts, innerhalb vierzehn Tagen reife Erdbeeren.

Beerensammlerin! Werden Beeren denn gesammelt? Man ißt sie doch nur, läßt sie sich servieren und, so man Geld hat, möglichst in einer Jahreszeit, in der sie sonst nicht gedeihen, etwa mitten im Winter, Ananaserdbeeren auf Silberschalen, die Früchte poliert, im Elitehotel von einem Kellner vorgesetzt, der früher ein russischer Prinz gewesen ist. Aber eine Beerensammlerin! Gibt es so etwas?

Beerensammlerin — das erinnert an würzige Halden, an grüne, ausgeholzte Flächen, an Sommerhimmel und käferiges Gesumme, an sanft ansteigenden, blauen Rauch aus einstöckigen Bauernhäuschen.

In solcher Welt war Barbara N. daheim. Ich sehe es vor mir, das alte Weiblein, wie es, mit einer Bütte auf dem Rücken, mit Händen, die zu Werkzeugen geworden sind, tagelang die blauen Heidelbeeren, die rosa Erdbeeren und roten Himbeeren und die dunkelroten Preiselbeeren „gebrockt" hat. Wieviel ihr das eintrug? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Beeren der Barbara N. in Mündern von sorglosen Kindern zerflossen, daß sie, von manikürten Spitzfingern auf blanke Löffelchen geschaufelt, als Dessert über geschminkte Lippen geführt, von Hausfrauen auf dem Markt wegen des Preises bemängelt wurden — kurz: daß sie ihre Bestimmung fanden, verzehrt zu werden. Die Bestimmung der Barbara N. war es, diese Beeren zu sammeln. So hat es der liebe Gott mit ihr gewollt. Nichts als Beerensammeln.

Sie ist still gestorben im Landeskrankenhaus, und sie wurde schnell begraben. Vielleicht hat sie ein wenig Freude gehabt in ihrem Sammlerleben, vielleicht auch nur Kummer.

Ich glaube, die Beeren, Barbara N., die du dein Leben lang im Sonnenglast, umschwirrt von Faltern, auf bunten Matten in tiefer Waldeseinsamkeit gepflückt hast, die wird man bald drahtlos aus einem Laboratorium hervorzaubern. Aber, altes Beerenweiblein, ein Dichter romantischen Geblüts könnte sich deinen Abgang aus dieser Welt so schön ausmalen: Kränze aus köstlich duftenden Walderdbeeren, Girlanden aus blauprallen Heidelbeeren und Sträuße aus Himbeeren müßten dein einfaches Grab schmücken! Und wenn du in den Himmel einziehst, dann müssen alle die Beeren, die du dein Lebtag gepflückt hast, zu Engeln werden, die dich mit Halleluja empfangen!

Die Hand. Von Edgar Chappuis.

Er war mit vielen andern aus der Halle des Zentralbahnhofes gefahren und eilte nun wieder einmal, wie schon oft, in die ungewisse Ferne, nach der es ihn in rastlosem Sehnen, das doch nie gestillt wurde, trieb. Noch kurz bevor sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, hatte er zum Fenster hinausgeblickt. Ein Abschiednehmen, wohin er sah, ein Küssen, Lachen und Weinen, ein Händeschütteln. Nur er war allein auf der Welt. Niemand sagte ihm lebewohl, sah ihm noch ein letztes Mal mit warmem Strahl in die Augen. Da war das Zeichen zur Abfahrt gegeben worden. Er schloß mißmutig und wehmütig das Fenster, setzte sich bequem zurecht und zog eine Zeitung aus der Tasche. Was gingen ihn die andern an? Er betrachtete sie, lachte ihrer,

da sie ihn ja nicht verstanden. Er wollte allein sein, sein eigener Herr und Gebieter. — Die Masse war ihm nur lästig und konnte ihm höchstens zum Trittbrett für seine eigenen Füße beim Erklimmen der Ehrgeizleiter dienen. Da warf er noch einen letzten Blick auf die Menge, die um den sich langsam in Bewegung setzenden Zug hastete und drängte. Er sah nichts mehr als eine feine, weiße, beseelte Frauenhand, die sich weit, weit ausstreckte und winkte, winkte, so lange sie konnte. Es lag Leben, sehnendes Leben in dieser kleinen Hand, es lag ein Beten und Hoffen darin, ein Hoffen auf Wiedersehen, ein Beten um Schutz und Bewahrung dessen, der nun fortzog.

Der Einsame erhob sich, öffnete das Fenster und blickte hinaus. Noch immer sah er wie eine weiße Taube die feine, zartgliedrige Hand aus dem unter dem Bahnhofdach stehenden Menschengewimmel emporragen.

Er schloß die Augen. Was hatte ihm diese, ihm völlig unbekannte Hand, eine unter tausend andern, alles zu sagen? Sie sprach von stillem Glück und beseligenden Stunden trauten Beisammenseins, von der Wärme des Geborgenseins im Kreise der Familie, sie wußte zu erzählen von Augenblicken, wo sie süßstreichelnd über müde Augen und heiße Stirnen fuhr. Von Tagen, wo sie im Lebenskampfe tapfer mittrug und mitrang, wo sie sogar vom Abgrund der Mutlosigkeit, ja der Verzweiflung retten konnte.

Er saß unbeweglich. Vor seinem geistigen Auge sah er immer noch diese weiße, flatternde Hand, aus der eine Seele zu leuchten, ein Ton zu klingen schien. Und er? Wohin ging er? Was wartete seiner draußen in der Fremde, die er suchte, weil er zu Hause, das heißt, wo er sich gerade nach Laune aufhielt, nicht mehr aushalten konnte. Da ihn Unrast trieb und trieb, etwas Neues zu suchen und darunter vielleicht einmal das Glück zu finden, das auf ihn, nur ganz auf ihn allein wartete. Doch keine feine Hand winkte ihm. Die war zurückgeblieben und hatte ihren keuschen Gruß einem andern gespendet.

Die Bahn raste durch offenes Gelände, jagte an Dörfern und Städten vorbei, überschritt Landesgrenzen und trug ihn weiter und weiter und weit, weit hinten hatte er die Hand zurückgelassen, die nicht ihm gehörte, nicht ihn liebte. Er seufzte tief auf. Wartete vielleicht doch auch für ihn irgendwo eine Hand auf ihn, eine liebe, warme, weiche Hand, die ihn trösten, beglücken, ja beseligen konnte? Ging er vielleicht deshalb ruhelos von Ort zu Ort, um sie zu finden? ... Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er alberne Gedanken wegscheuchen. Dann versuchte er zu lesen, aber immer wieder sah er im Geist diese Hand, die winkte und winkte und dem andern ihre Seele entgegenhielt, wie eine Opferschale des Glücks.

Welt-Wochenschau.

Der vierte Parteitag von Nürnberg.

Die Großmächte, auf die es ankommt, haben diesen vierten Tag der herrschenden deutschen Partei seit der Machtergreifung gemieden, um nicht zu sagen: boykottiert. Die Engländer fehlten, U. S. A. blieben fern, Frankreich selbstverständlich auch. Italien freilich macht mit. Zugeschaut haben alle, und die Antworten der Presse, vor allem Englands und Frankreichs, bewiesen, daß man die Reden Hitlers und der andern Führer mit Spannung erwartet hatte. Wie man ja alles, was aus Berlin kommt, mit Furcht, Neugier und Berechnung entgegennimmt. Furcht: Vor neuen Streichen, die sich ankündigen könnten. Neugier: Die Frage, welcher neue Gegner entdeckt und wohin demnächst die nationalsozialistische Aktivität sich wenden möge. Berechnung: Wie weit sich die deutschen Mittel mit den verkündeten oder nicht verkündeten Plänen decken möchten. England ist besonders aufmerksam. Frankreich, in sich gespalten, reagiert dennoch einhellig: Die Sicherheit steht voran, und die deutschen Aeußerungen gelten als eine Art Barometer dieser Sicherheit. Italien macht äußerlich mit, gleicht aber seit der beschlossenen Dienstzeitverlängerung in Berlin einer Sphinx.

Der Ton der Reden in Nürnberg hat sich nicht geändert, der Inhalt auch nicht. Man kann indessen eine bestimmte Linie erkennen, die von Hitler verfolgt wird. Die Linie wird besonders dem erkennbar, der das persönliche Programm des Führers daneben legt. In diesem Programm wird der Raumgewinn in Europa, nach dem Osten hin, als einzig vernünftiges Ziel dargestellt. „Zwischen dem Rhein und Irkutsk" könnten 250 Millionen Deutsche wohnen, wenn die deutschen Fürsten vor einigen Jahrhunderten begriffen hätten, was ein nationales Ziel sei. Leider sind es heute Russen, die den größten Teil dieses Gebietes besetzt halten. Aber der Fehler läßt sich korrigieren. Zum Glück für Deutschland haben die Bolschewiki Rußland die Anarchie gebracht. Nun kann man als Befreier auftreten — und den Russen, nachdem man sie befreit, ein tüchtiges Stück Boden wegnehmen! Kolonien — Unsinn! Das Jagen nach Kolonien war der größte Fehler des deutschen Kaisertums. Frankreich muß niedergeworfen werden, damit es den Marsch nach Osten nicht durch einen Rückenangriff gefährden kann. So lautet Hitlers unentwegt verfolgtes Programm.

Wie reimt sich nun mit diesem Programm die Rede Hitlers in Nürnberg, die offen Kolonien verlangt und die Engländer und Franzosen wissen läßt, daß man darauf nicht verzichte? Und daß man, sofern die Westmächte Deutschland keine Kolonien geben, das Ziel der wirtschaftlichen Autarkie weiter verfolgt, bis zur völligen Unabhängigkeit von jeden kolonialen Rohstoffen! Gummi, Benzin, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Jute, alles Wichtige und alles Nebensächliche wird künstlich hergestellt — wie reimt sich dieser Druck auf die britischen und französischen Handelsinteressen, der die Abtretung von Kolonien erzwingen soll, mit Hitlers früherer Verdammung der Kolonialpolitik? Will er Kolonien oder was will er?

Die ausländische Presse ist der Ansicht, die Kolonialforderung sei Hitler von der Schwerindustrie und von Schacht diktiert worden. Das mag richtig sein. Aber bestimmt nicht vollständig richtig! Das Kolonialproblem bedeutet für den Führer ein Handelsobjekt. Der Mythos vom britischen „Händlervolk" läßt die Redaktoren und Mitberater der Hitlerreden überlegen, daß London entweder Kolonien oder etwas anderes gewähren müsse. Und dieses „andere Etwas", das England nichts kosten wird, liegt eben, so überlegt man in Berlin, irgendwo in Europa. Und zwar in Rußland. Die erhobene Kolonialforderung wird England in andern Fragen umso mürber machen, je kräftiger man auf das Recht, Kolonien zu bekommen, pocht. Mögen die Schwerindustriellen mit Hitler zufrieden sein, wenn er Südwest- und Ostafrika und Kamerun zurückverlangt: Die Partei ist auch zufrieden, und Hitler am zufriedensten! Bald wird man sehen, wie die in London sorgenden Geizhälse „die Milch herunter lassen". England will am 18. Oktober die neue „Locarno-Konferenz" eröffnen. Frankreich ist einverstanden, daß sofort verhandelt wird. Die Frage der Kolonien, das steht heute fest, wird von den Deutschen erhoben werden. Als wichtigstes Druckmittel! Es wird hinter den übrigen deutschen Forderungen stehen, die viel wichtiger sind! Man kann sie an den Fingern abzählen: Erstens Anerkennung der deutschen Wehrhoheit im ganzen Reichsgebiet, also auch des Rechtes, im Rheinland Festungen bis an die Grenze Frankreichs und Belgiens zu bauen. Zweitens Abschluß eines „westlichen Friedenspaktes", der auf Jahrzehnte hinaus Frankreich verhindern wird, Rußland zu Hilfe zu kommen,